

Einleitung

Schreiben als Selbstverteidigung

Das hier vorliegende Unternehmen ist kein streng wissenschaftliches. Gleichwohl sind wir: ein Wissenschaftler und eine Wissenschaftlerin. Das ist der Beruf, in dem wir seit Jahren und Jahrzehnten tätig sind und in dessen Artikulationsweise wir uns auskennen. Dennoch werden mit dem, was wir hier tun, die Gewohnheiten des wissenschaftlichen Diskurses strapaziert. Warum? Erster und nächstliegender Grund ist, dass uns Zeit, Raum und vielleicht auch die Fähigkeit zur wissenschaftlichen Distanzierung im Fall von Corona nicht gegeben waren. Wir waren und sind überwältigt von dem, was um uns herum passiert. Die großen und die kleinen Ereignisse durchdringen unseren Reizschutz, gehen unter die Haut, lassen uns schlecht schlafen. Über solche Dinge kann man nicht mit dem kühlen Abstand der Wissenschaft arbeiten. Es wäre ein Verrat an der Erfahrung, die wir täglich, tagtäglich machen. Wir würden so tun, als könnten wir das, was uns überfordert, beherrschen.

Das Schreibverfahren, für das wir uns weniger entschieden haben, als dass uns der Gang der Dinge in diese Richtung drängte, möchten wir als eine Art Notwehr, als Selbstverteidigung charakterisieren. Aus allen möglichen Richtungen drängen die Ereignisse auf uns ein; eine gute Kämpferin und ein guter Kämpfer müssen flexibel sein, reaktionsschnell, in alle Richtungen agil. Und sie dürfen nicht schematisch auf einzelne Formen der Selbstverteidigung fixiert sein. So umfassend der Angriff auf das Gewohnte ist, als den wir Corona wahrgenommen haben, so umfassend und erfindungsreich muss die Verteidigung sein. Deswegen mischt das vorliegende Buch die Genres und Textformen; deswegen empfinden wir es als großen Glücksfall, dass wir für diese Selbstverteidigung nicht allein, sondern zu zweit sein durften. Und schon dies:

zwei gleichberechtigte, aber nicht gleiche Stimmen, die neben-, über- und untereinander herlaufen und nicht danach trachten, sich in eine argumentativ herausdestillierte höhere Wahrheit aufzulösen – auch das ist im Kern eigentlich nicht wissenschaftlich und will es auch nicht sein. Dieses Buch führt keine Entscheidung herbei, es lädt Sie, die Lesenden, vielmehr dazu ein, bei der Lösung eines Problems mitzuhelfen, das wir – vielleicht – nur gemeinsam lösen können.

Der Essay als Form

Die Mischung der Genres, der Themen, die je und je unterschiedliche Zusammensetzung von Allgemeinem und Einzelem in jedem der folgenden Texte, ihr diskontinuierlicher Zusammenhang, der eher als eine Konstellation denn als ein System beschrieben werden sollte, die Lückenhaftigkeit auf der einen, das Festhalten am Exemplarischen auf der anderen Seite: Dies alles sind Elemente eines Verfahrens, das Adorno unter dem Titel ›Der Essay als Form‹ fasste. Er verband damit den Anspruch eines unreglementierten Denkens, das sich der Erfahrung öffnet, anstatt sie szientifisch zu neutralisieren. Wir teilen diese Auffassung, möchten sie aber in einer bestimmten Weise zuspitzen. Die Coronaerfahrung war und bleibt eine Krisenerfahrung. Das heißt: Sie ist eine Erfahrung der ständigen Überforderung. Der gesamte Alltag änderte sich, mit Familie vielleicht noch mehr denn als weitgehend alleinlebender Mensch. Ununterbrochen passierten überall auf der Welt wichtige Dinge, und über all das hinaus, was wir über die Medien zur Kenntnis nehmen konnten, flutete die veränderte Alltagserfahrung in uns hinein, wollte beobachtet, notiert und verstanden werden. Der Essay, der sich um ein Ganzes nicht schert, sondern gerade das nimmt, was ihm vor Augen liegt, erscheint vor diesem Horizont als die Gestalt der Geistesgegenwart, zu der wir jetzt fähig sind. Es besteht schlicht zu wenig Zeit, darüber nachzudenken und umständlich abzuwägen, was wichtig ist und was nicht. So nahmen wir das, was uns gelegen kam und was sich jeweils aufdrängte, wir vertrauen es der Öffentlichkeit an und hoffen darauf, dass auch das abseitig Scheinende seine Verbindung mit der Zeit und seine Verbindlichkeit für sie erweisen wird.

Der Essay ist ein Versuch, dem Denken eine Wendung zu geben, durch die das Subjektive und das Objektive in ein anderes Verhältnis treten als in einer nur wissenschaftlichen Abhandlung. Zunächst einmal spielt das Subjektive überhaupt eine tragende Rolle. Seit Montaigne, der den modernen Essay als Selbsterforschung des von transzendenten Ordnungen allein gelassenen Ichs beginnen lässt, hat sich daran nicht viel geändert. Der Essay ist Erforschung des gelebten Lebens aus einer bestimmten, meiner, also subjektiven Perspektive. Was er damit kritisiert, ist eine Wissenschaft, die die Erfahrung des gelebten Lebens um eines Objektivitätsideals willen verdrängt, dessen Erreichung einem vielleicht Anerkennung innerhalb der *scientific community* verschafft, aber den Preis gesellschaftlicher Unverbindlichkeit zu zahlen hat. Geisteswissenschaften, die dem Erkenntnisprinzip der Naturwissenschaften einfach nur nacheifern, geben sich selbst auf. Ihre Objektivität wird damit erkaufte, dass sie niemanden mehr interessieren. Der Essay, der sich darüber hinwegsetzt, erinnert die Geisteswissenschaften an ihr eigenes, verdrängtes Fundament.

Das heißt nicht, dass er nichts Objektives an sich hätte. Seine Objektivität ist aber anders beschaffen als die eines mathematischen Beweises, einer korrekt erhobenen Statistik oder einer literaturgeschichtlichen Abhandlung. Jean Améry hat das sehr schön formuliert. Er schreibt im Vorwort zu seinem Essay »Über das Altern«: »Lag einerseits der subjektive Charakter solcher Notizen von Beginn an für mich auf der Hand, so habe ich doch andererseits danach gestrebt, durch eine aus allen Blickwinkeln vollzogene, permanente Widerspiegelung der gefassten Gedanken, durch ständiges sich selbst anfechtendes und korrigierendes Nachdenken, das niemals den Widerspruch scheute, dem Unternehmen eine Drehung ins Mehr-als-Subjektive zu geben.« Ein Subjektiv-Objektives entsteht also daraus, dass das Subjekt seiner eigenen Widersprüchlichkeit inne wird und diese thematisiert, auch wenn es dabei nicht zu einer Synthese gelangt. Keine subsumptive, durch Einordnung und Klassifikation hergestellte Objektivität also, sondern eine, die sich dialektisch herstellt und in gewisser Hinsicht nie ganz fertig ist.

Es ist also nicht bloß der uns überfordernden Krise geschuldet, dass wir uns gelegentlich widersprechen, dem oder der anderen ebenso wie uns selbst. Wir betrachten uns grundsätzlich als Lernende. Es gibt kein Lernen als das im Widerspruch. Das Hin und Her, das Sowohl-als-auch, das Einerseits-andererseits, sie gehören zu unserem intellektuellen Verhalten dazu, das in der Krise,

in der eh niemand weiß, wo ihm oder ihr der Kopf steht, sein intentionales Korrelat gefunden hat.

Sozialer Essay

Und noch mehr. Wir würden das, was wir hier tun, überfordert mit der Wirklichkeit im Ausnahmezustand fechtend, als ›sozialen Essay‹ bezeichnen. Der Begriff lehnt sich an den der sozialen Plastik an, der von Joseph Beuys in den 1970er Jahren geprägt wurde, um das spezifische Verhältnis von Kunst und politischer Praxis zu bezeichnen, an dem ihm gelegen war. Dieses Verhältnis versuchen wir auf die Wissenschaft zu übertragen.

Wir verstehen uns nachdrücklich als Philologe und Philologin. Wir glauben in einem fast verzweifelten Grade an die wirklichkeitsprägende Macht des Wortes. Einer Konjunktion, einem Komma oder einer Präposition sind lange Erwägungen gewidmet, weil es die uns mögliche Korrektur einer vom Wort bestimmten und verhunzten Wirklichkeit ist. Aber wir betreiben das nicht um seiner selbst willen. Wir sind Textkritiker nicht des Wortes, sondern der Wirklichkeit. Der Fetischismus literarischer Bildung, dieser verwesende bürgerliche Hausvorrat, der von Generation zu Generation mit schwindender Überzeugungskraft durch die Universität geschleift wird, interessiert uns nicht. Uns interessiert, was nützt, was etwas aufschließen kann in der großen Ratlosigkeit, in der wir uns befinden. Unsere Intention ist der Text, der in die Wirklichkeit eingreift und sie durch Erkenntnis verändert.

Eine Bedingung dafür ist seine Unvollständigkeit. Wir bieten kein System, sondern eine Konstellation von Gedanken, die an manchen Stellen fragmentarisch bleiben und abreißen. Das heißt, wir fordern die Leserinnen und Leser auf zum Mitmachen. Das Unvollendete ist ein Arbeitsauftrag – zum Teil, weil wir nicht weiter konnten, weil uns selbst nichts mehr eingefallen ist zu unserem Thema, zum Teil aber auch, weil wir nicht weiter wollten, in der Ansicht, dass die intellektuelle Kontrolle über einen beweglichen Gegenstand, der sich ständig verändert und uns nicht gegenübersteht, sondern in dem wir uns als eines seiner Elemente befinden, ein Phantasma, eine Ideologie und letztlich selbst eine intellektuelle Bankrotterklärung ist. Wer sagt, er habe Corona ver-

standen, lügt. Wir machen Vorschläge, bieten Denkmodelle und detailversessene Deutungen an, in der Hoffnung, dass andere – Sie, die Leserinnen und Leser – es aufgreifen und daran weiterarbeiten. Darauf kommt es an. Nur dann wird ein Essay zu dem, was er sein soll: zu einem Werkzeug. Nur dann ist es ein sozialer Essay, ein Experiment zwischen uns.

Dass wir diesen Aspekt betonen, hängt auch mit den Bedingungen zusammen, unter denen diese Textsammlung entstanden ist. Denn es handelt sich ja nicht um das Werk eines/r Einzelnen, sondern um ein Durcheinanderwirken zweier sehr verschiedener Perspektiven. Auf der einen Seite: ein ehemaliger Westdeutscher mit ostdeutschen Wurzeln, seit 20 Jahren in Chemnitz lebend, also in dem auf interessante Weise heruntergekommenen Stiefkind der Republik, in dem die Folgen der Wiedervereinigung spürbarer sind als woanders. Auf der anderen Seite: eine Deutsche auf der Insel La Réunion, in einem der Übersee-Départements der République Française, Überbleibsel kolonialer Macht, Wurmfortsatz Europas im Indischen Ozean. Blicke aus der Peripherie der nördlichen Hemisphäre, Blicke aus der Peripherie der südlichen Hemisphäre. Dies ist das, was uns trennt, und es ist das, was uns verbindet. Es ist ein Glücksfall, dass wir uns zum gemeinsamen Schreiben in 9 000 Kilometer Entfernung zusammengefunden haben. »*Die Sache ist ein Verhältnis zwischen Menschen*«: Nie ist uns dieser Satz Hella Tiedemanns klarer geworden als in dieser Situation. Und die so verstandene ›Sache‹ ist eben das Verbindungsstück zwischen Wissenschaft, Erfahrung und Praxis, dem wir mit der Gattungsbezeichnung des sozialen Essays eine Form zu geben versucht haben.

Gewaltige Details

Die Umwerfung herkömmlicher Größenverhältnisse ist entscheidend für unser Vorgehen. Es geht um Dinge, die man als »gewaltige Details« zu bezeichnen hätte. Diese sind nicht das »Ganze«, sind nicht das »Große«, und doch dürfen sie als das gelten, was gerade noch – in Ansätzen wenigstens – fassbar ist und im politischen, sozialen und wirtschaftlichen Chaos, das dem Versuch zur Eindämmung der Epidemie folgte, Ausblicke auf komplexe Zusammenhänge freigibt. Zu sagen, wir interessierten uns für Details, bedeutet also, dass

wir, »künstlich« gleichsam, Dinge vergrößern. Übertreibung und bewusste Unverhältnismäßigkeit sind unsere Sache. Wir treiben das hervor, was sich dank des Kleinsten und im Kleinsten von der großen Bedrohung zeigt. Das Ziel: auf diese Weise so etwas wie »Sichtbarkeit« herstellen.

Dabei ist der Titel des Buches entscheidend. Ist nicht vieles, was durch die Pandemie zur Wirklichkeit wurde, ist nicht die plötzliche Außerkräftsetzung von Normalität schon in der vorherigen Normalität enthalten gewesen? Anders formuliert: Ist das, was als Ausnahmezustand wahrgenommen wird, vielleicht etwas, was der Frage nach dem, was wir zuvor für normal hielten, völlig neue Dimensionen verleiht – nämlich erneut: die Dimension eines Details, das im Wortsinn »schlagartig« seine Bedeutung erweist, nicht länger vernachlässigt und als Nebensache beiseitegeschoben werden darf? Die Ausnahme – existiert sie schon viel länger? Existiert sie, weil wir immer nur von Normalitäten ausgingen?

Zwei Zeitordnungen

Die Texte dieses Buches wurden zu großen Teilen zunächst auf einem Blog publiziert, den der Autor seit 2013 betreibt und im März 2020 zu einer Art Corona-Extrablatt umbaute. Für das Buch lösten wir die strikte chronologische Reihenfolge der Blogtexte auf, sortierten Texte und Textschnipsel auseinander und ordneten sie verschiedenen Themen zu, deren Aufeinanderfolge vom Gedanken eines logischen und ästhetischen Zusammenhangs bestimmt war. Auch dies ist freilich eine Momentaufnahme. Gut möglich, dass unsere Ordnung und Auswahl in zwei oder fünf Jahren anders ausfallen würden. Ob sie damit automatisch wahrer werden würden? Das steht dahin. Mit Walter Benjamin sind wir der Meinung, dass jede Wahrheit, die existenziell belangvoller ist als der Satz des Pythagoras, einen »Zeitkern« hat; dass sie Durchschlagskraft überhaupt nur in einer bestimmten historischen Situation gewinnt und auch nur dann, wenn diese historische Situation in ihrer Unverwechselbarkeit mit bedacht und mit reflektiert wird.

Die thematische Neuordnung und Umgruppierung der Blogtexte heißt nicht, dass ihr Zeitkern aufgelöst würde. Es heißt vielmehr: Transposition

in eine andere Zeitordnung, in der sich die Zeit in einer zweiten Zeit reflektiert. Beides zusammen könnte den Gehalt dieses historischen Moments treffen. Denn dieser ist viel mehr als bloß chronologisch. Krisen sind Phasen, in denen Zeiterfahrungen sich verdichten. Alles ist voll von Gegenwart, Zukunft und Vergangenheit. So gewinnen alte Texte plötzlich eine Relevanz und schlagen wie ein Meteorit in die wunde Oberfläche der Gegenwart ein. Zukunftshoffnungen und Ängste brechen in dieser Gegenwart auf, die zwischen Utopie und Apokalypse schwanken. Alles scheint möglich und alles scheint unmöglich. Das, was wir Wirklichkeit nennen, erscheint als Behältnis von Parallelwelten und unterschiedlichen historischen Verläufe, die möglich sind. Dieser turbulenten Zeiterfahrung, in der sich Verschiedenes und Widersprechendes überlagert, dieser Gleichzeitigkeit von Zukunft, Gegenwart und Vergangenheit versucht die thematische Ordnung zu entsprechen. Sie treibt heraus, was in der scheinbar schlichten Folge latent enthalten ist. Das wenigstens hoffen wir.

Entselbstverständlichung

Wir haben uns geübt in der Kunst des Zitierens. Wir versuchen, sprachliche Wirklichkeiten auszustellen, die wir während der »ersten Welle« gefunden haben. (Mitunter haben auch umgekehrt diese sprachlichen Versatzstücke uns gefunden. Sie drängten sich auf, sie fielen oder stachen ins Auge. Dieses war wahrscheinlich, weil begierig aufs Kleinste, schon auf neue, unerhörte Weise geweitet.) Geleitet wurden wir stets von dem Gedanken, dass Sache und Sprache keineswegs voneinander getrennte Dinge sind, sondern eines aus dem anderen hervowächst. Die »Philologie der Krise«, denen Teile des Buches gewidmet sind, soll verdeutlichen, dass die Art und Weise, über das Erlebte zu sprechen, direkten Einfluss darauf hat, ob Wirklichkeiten erkannt werden können und ob kollektive Reaktions- und Schutzmöglichkeiten möglich bleiben oder nicht.

Was das ist – die Wirklichkeit –, das ist natürlich gar nicht leicht zu sagen. Doch die sogenannte »zweite Welle«, die zurzeit der sogenannten »ersten« folgt – möglicherweise stecken wir, wenn dieses Buch an die Öffentlichkeit

gelangt, mitten in der dann so genannten »dritten«, die sich vielleicht mit neuen Mutationsformen des Virus auseinandersetzt, von denen die britische Entwicklung jetzt, im Dezember 2020, den Anfang darstellen könnte (in Wirklichkeit sind sie alle nur Teil einer einzigen, zusammengehörenden, durch uns selbst hervorgebrachten Entwicklung): All das zeigt, dass Wirklichkeiten zunehmend in Frage gestellt werden, sogar die einzige Wirklichkeit, derer wir uns sicher sein können, nämlich, dass wir eines Tages sterben werden, und jetzt vielleicht eben an diesem Virus.

Es gibt eine soziologische Einsicht, die in diesem Kontext von fundamentaler Bedeutung ist: Sobald Menschen glauben, dass etwas wirklich sei, haben ihre Überzeugungen wirkliche Folgen. Die Folgen sind unabhängig davon, ob das Geglaubte wirklich existiert oder nicht. In dem Augenblick, in dem jemand davon überzeugt ist, etwas sei wirklich, wird er sich gemäß dieser Überzeugung verhalten, das heißt, in diesem Sinne, durch sein Verhalten nämlich, auf die Wirklichkeit Einfluss nehmen. Am Beispiel der Verschwörungstheorien tritt die Richtigkeit dieser These in erschreckender Klarheit hervor. Weil massiv wirklich ist, dass Menschen glauben, der Virus existiere nicht, leben sie entsprechend dieser Überzeugung – sie leben gemäß dieser, ihrer Wirklichkeit und bringen so neue, handfeste Wirklichkeiten hervor.

Bei allem Tastenden, Versuchsweisen, das unserem Essay anhaftet, gibt es also doch Gewissheiten: Gewiss ist, dass wir uns mit dieser Form der Hervorbringung von Wirklichkeit auseinanderzusetzen haben, dass sie zentral ist. Wir wenden uns gegen die Aufrechterhaltung von Selbstverständlichkeiten, das heißt von Normalität in diesem verschwörungstheoretischen Sinne. Normalität erscheint stets von Neuem als das Produkt eines Prozesses, den man als die »Verselbstverständlichung« von Wirklichkeit bezeichnen könnte. In Wirklichkeit entspricht sie aber vorwiegend dem Bedürfnis, sich selbst verständlich und damit dem bisherigen Alltag verhaftet bleiben zu können. Alles soll bleiben, so wie es ist. Der Einbruch des Neuen in die Wirklichkeit wird als Störung abgewiesen. Die Vehemenz, mit der behauptet wird, bestimmte Dinge seien selbstverständlich oder müssten es umgehend wieder werden, zeigt jedoch zumindest eines, nämlich, dass eigens gesagt werden muss, die Dinge seien selbstverständlich. Die bloße Thematisierung zeigt an, dass etwas in Fluss geraten und ein riesiger, kollektiver Aushandlungsprozess darüber im Gang ist, was noch als normal gelten darf oder soll und was nicht.

Wir haben versucht, uns in diesem Prozess stimmlich zu artikulieren und selbst gleich in doppeltem Sinne in Distanz zu Selbstverständlichkeiten zu treten: zu dem, was wir von uns selbst verstanden zu haben glaubten, und zu dem, was uns in Bezug »auf Welt« bis dahin als verständlich gegolten hatte. In dieser Hinsicht stellt der Ausnahmezustand eine enorme emotionale wie intellektuelle Herausforderung dar. Doch eben nicht als Ausnahme. Die Ausnahme als Ausnahme ist ganz uninteressant, denn sie geht vorbei, bleibt selbst in dem Moment, in dem sie ist, zurück hinter dem, was keine Ausnahme ist. Uns interessiert die Ausnahme also als Ausnahme, die – sprichwörtlich und doch keineswegs »selbstredend« – die Regel bestätigt, die Ausnahme, die eine ist und doch keine ist und vielleicht noch nie eine gewesen ist.